

Systemische Schriftenreihe

Herausgegeben von Johnson + Schipplock Publishing Group, Netphen

Artikel 4 · 2025

Vornamen als Systemindikatoren

Eine interdisziplinäre Analyse zwischen Sprache,
Gesellschaft und Identität

Jana Johnson

Johnson + Schipplock Publishing Group
Netphen, 2025

Impressum

© 2025 Johnson + Schipplock Publishing Group, Netphen
Herausgeber: Johnson + Schipplock Publishing Group GbR, Hömbergstr. 1, 57250 Netphen
www.johnson-verlag.de | info@johnson-verlag.de

Digitale Ausgabe (PDF/E-Book), erschienen 2025
Systemische Schriftenreihe, Artikel 4

ISSN: 3053-5131
DOI: 10.64825/jspg.s004

Dieses Werk ist urheberrechtlich geschützt. Bitte wenden Sie sich vor einer Nutzung oder Weitergabe an den Verlag: info@johnson-verlag.de.

Abstract: Vornamen sind weit mehr als zufällige sprachliche Etiketten. Sie stellen zentrale Marker der Identitätsentwicklung dar und wirken auf individueller, familiärer und gesellschaftlicher Ebene. Diese Arbeit untersucht die Bedeutung von Vornamen im interdisziplinären Rahmen, wobei soziologische, psychologische, onomastische und systemische Perspektiven einbezogen werden. Ausgangspunkt ist die Beobachtung, dass Vornamen nicht nur Ausdruck elterlicher Präferenzen sind, sondern in symbolische Felder eingeschrieben werden, die Zugehörigkeit, Distinktion und soziale Lage widerspiegeln. Über Generationen hinweg lassen sich stabile Namenslinien oder Brüche rekonstruieren, die wiederum familiäre Dynamiken und teils verdeckte biografische Ereignisse sichtbar machen. Psychologisch zeigt sich, dass Vornamen eng mit Selbstwert, Identitätsentwicklung und Bindungserfahrungen verknüpft sind. Während sichere Bindungen die positive Aneignung auch stigmatisierter Namen erleichtern, können unsichere Bindungen die Wirkung externer Zuschreibungen verstärken. Gesellschaftlich fungieren Vornamen zugleich als Auslöser von Erwartungen, Stereotypen und Bewertungen, die sich nachweislich auf Bildungswege und soziale Chancen auswirken. Die systemische Synthese verdeutlicht, dass Vornamen Schnittstellen sind, an denen individuelle Entwicklung, familiäre Muster und gesellschaftliche Zuschreibungen zusammenlaufen. Damit werden sie zu Verdichtungen biografischer und sozialer Wirklichkeit, die sowohl Ressourcen als auch Risiken bergen. Die Arbeit plädiert dafür, Vornamen stärker als ernstzunehmende Indikatoren in pädagogischen, psychologischen und sozialwissenschaftlichen Kontexten zu berücksichtigen.

Keywords: *Bedeutung von Vornamen, Namens- Identität, Soziale Zuschreibung, Systemische Perspektive*

Inhalt

Kapitel 1: Einleitung	5
Kapitel 2: Theoretischer Rahmen – Vornamen als soziale und gesellschaftliche Marker 7	
2.1 Soziologische Perspektiven auf Vornamen.....	7
2.2 Namensforschung und Symbolik.....	9
2.3 Paradoxon der Namensdiffusion.....	11
2.4 Kritischer Kommentar: Diskrepanz zwischen Motivation und Praxis	12
2.5 Psychologische Annahmen zu Vornamen	13
2.5.1 Namen als Identitätsmarker	13
2.5.2 Namen als Auslöser von Stereotypen	14
2.5.3 Empirische Evidenz zur Namenswahrnehmung	15
2.5.4 Psychologische Konsequenzen	16
2.5.5 Zwischenfazit	16
Kapitel 3: Eine systemische Betrachtung der Bedeutung von Vornamen	18
3.1 Elterliche Motivationen und symbolische Felder	18
3.2 Namen als Ausdruck familiärer Systeme über Generationen	19
3.3 Aneignung und Identifikation durch das Kind	20
3.4 Systemische Synthese.....	21
Literaturverzeichnis	24

Vornamen als Systemindikatoren

Eine interdisziplinäre Analyse zwischen Sprache,
Gesellschaft und Identität

Jana Johnson

Kapitel 1: Einleitung

Vornamen begleiten Menschen ihr ganzes Leben. Sie sind die ersten sprachlichen Marker, die einem Kind zugewiesen werden, und stellen damit einen elementaren Teil seiner sozialen und persönlichen Identität dar. Im Alltag erscheinen sie oft als selbstverständlich oder gar nebensächlich. Dennoch ist in vielen gesellschaftlichen Debatten und wissenschaftlichen Untersuchungen deutlich geworden, dass Namen weit mehr sind als bloße Etiketten. Sie tragen Bedeutungen, lösen Erwartungen aus und wirken sich auf soziale Interaktionen und Bildungswege aus (Kasof, 1993; Nübling et al., 2015).

Gerade in den letzten Jahrzehnten ist erkennbar, dass Vornamen nicht nur individuelle Vorlieben widerspiegeln, sondern auch soziale Zugehörigkeiten, kulturelle Strömungen und familiäre Dynamiken abbilden. In öffentlichen Diskursen zeigt sich dies etwa in der Debatte um sogenannte „Kevinismus“-Namen, die mit bestimmten Milieus assoziiert und zum Teil stigmatisiert werden (Nübling et al., 2015; Universität Oldenburg, 2009b). Diese Phänomene machen sichtbar, dass Vornamen in vielfältiger Weise zur Konstruktion von Identität und sozialer Wahrnehmung beitragen.

Vor diesem Hintergrund stellt sich die Frage, wie Vornamen als mehrdimensionale Phänomene erfasst werden können. Bisher wurden sie vor allem aus unterschiedlichen Einzelperspektiven betrachtet: Die Onomastik fokussiert auf historische und sprachliche Entwicklungen (Nübling et al. 2015), die Soziologie auf soziale Distinktion und Milieuzugehörigkeit (Bourdieu, 1987), und die Psychologie auf Prozesse der Identitäts- und Selbstwertbildung (Bowlby, 1988; Erikson, 1968). Was bisher fehlte, ist eine Perspektive, die diese Ebenen zusammenführt und Vornamen als Schnittstellen zwischen individueller Entwicklung, familiären Strukturen und gesellschaftlichen Zuschreibungen versteht.

Ziel dieser Arbeit ist es, eine systemische Sichtweise auf Vornamen zu entwickeln. Dabei werden Namen nicht nur als sprachliche Formen, sondern als Symbole verstanden, die in familiäre und gesellschaftliche Bedeutungszusammenhänge eingebettet sind und in der Identitätsentwicklung aktiv angeeignet werden. Besonders berücksichtigt wird dabei, dass Vornamen sowohl Ausdruck elterlicher Motivationen und transgenerationaler Muster sind als auch durch die persönliche Erfahrung des Kindes und die gesellschaftliche Bewertung geprägt werden.

Methodisch stützt sich die Arbeit auf eine interdisziplinäre Literaturbasis, die soziologische, psychologische und onomastische Ansätze ebenso berücksichtigt wie systemische Theorie und Bindungsforschung. Diese Kombination erlaubt es, die Mehrdimensionalität von Vornamen sichtbar zu machen und ihre Bedeutung für Identität, Selbstwert und soziale Teilhabe umfassend zu erläutern.

Die Arbeit gliedert sich wie folgt: In Kapitel 2 werden zunächst die theoretischen Grundlagen vorgestellt, wobei onomastische, soziologische und psychologische Perspektiven auf Vornamen erörtert werden. Kapitel 3 entwickelt darauf aufbauend eine systemische Synthese, die Vornamen als Schnittstellen zwischen Individuum, Familie und Gesellschaft begreift.

Kapitel 2: Theoretischer Rahmen – Vornamen als soziale und gesellschaftliche Marker

2.1 Soziologische Perspektiven auf Vornamen

Vornamen erscheinen auf den ersten Blick als bloße Identifikationsmerkmale, die individuelle Präferenzen derjenigen widerspiegeln, die diesen Namen vergeben. Aus soziologischer Perspektive sind sie jedoch soziale Marker, die unabdingbar in kulturelle Felder, soziale Milieus und historische Transformationsprozesse eingebettet sind. Sie verweisen auf Zugehörigkeit und Abgrenzung, auf Distinktion und Identität – und damit auf die Strukturbedingungen der jeweiligen, zugehörigen Gesellschaften.

Pierre Bourdieu (1982) liefert mit seinem Konzept des Habitus und des kulturellen Kapitals ein grundlegendes Instrumentarium, um die soziale Funktion von Vornamen erfassen zu können: Die Namenswahl folgt demnach nicht nur ästhetischen Vorlieben, sondern den *Geschmacksstrukturen* sozialer Klassen. In diesem Sinne sind Vornamen Ausdruck sozialer Distinktion: Sie dienen der symbolischen Abgrenzung von anderen Gruppen und fungieren als Indikatoren für soziale Lage und Bildungsniveau (Gerhards & Hackenbroch, 2000; Lieberson, 2000).

Gerhards (2010) hat diese Perspektive empirisch vertieft, indem er über mehr als ein Jahrhundert hinweg deutsche Namenspraktiken untersuchte. Er identifiziert Vornamen als Indikatoren gesellschaftlicher Makroprozesse: Der Rückgang religiöser Namen verweist auf Säkularisierung, die zunehmende Vielfalt individueller Namen auf Individualisierung, die Übernahme internationaler Namen auf Transnationalisierung und der Wandel von weiblich bzw. männlich markierten Namen auf Veränderungen in den Geschlechterrollen.

Diese Prozesse spiegeln zentrale Dimensionen des gesellschaftlichen Strukturwandels wider. Besonders die Individualisierung steht dabei im Fokus der Modernisierungstheorie – ein Konzept, das Beck (1986) und Beck & Beck-Gernsheim (2016) paradigmatisch entwickelt haben. Sie beschreiben Individualisierung als doppelten Prozess: einerseits als Auflösung traditioneller sozialer Bindungen (Klasse, Familie, Religion), andererseits als Zwang zur eigenständigen Lebensgestaltung.

„Die Menschen sind zur Individualisierung verdammt“ (Beck & Beck-Gernsheim, 2016, S. 14).

Diese strukturelle Freisetzung, die Beck in der *Risikogesellschaft* (1986) als Folge reflexiver Modernisierung beschreibt, verändert auch symbolische Ausdrucksformen wie

die Namensgebung. Mit der Enttraditionalisierung industrieller Lebensformen und der Auflösung sozialer Milieus werden Namen zu einem Medium individueller Selbstpositionierung. Der Name wird nicht länger ausschließlich durch Verwandtschaft, Patenschaft, Religion oder Region vorgegeben, sondern ist der Ausdruck einer biographischen Wahlhandlung – einer Form der „Bastelbiographie“ im Sinne Beck und Beck-Gernsheim (2016, S. 13), die Identität unter Bedingungen sozialer Unsicherheit aktiv konstruiert.

Diese Verschiebung spiegelt, wie Gerhards (2010, S. 99) aufzeigt, eine „Entverwandtschaftlichung“ der Namenswahl: Die Abkehr von genealogischen Traditionsnamen markiert die kulturelle Transformation familiärer Bindungen zugunsten individueller Selbstentwürfe. Im Sinne Becks (1986, S. 122) kann dies als Folge des „Fahrstuhl-Effekts“ verstanden werden, bei dem gesteigener Wohlstand, Bildung und Mobilität die Klassenbindungen lockern und neue Formen personalisierter Distinktion ermöglichen über Formen von Individualisierung und Diversifizierung.

Gleichzeitig macht Becks Konzept der *Reflexiven Modernisierung* (1986) deutlich, dass moderne Gesellschaften ihre eigenen Entwicklungsprozesse zunehmend bewusst reflektieren. In dieser Moderne werden nicht nur materielle Lebensbedingungen, sondern auch kulturelle Ausdrucksformen – eben auch Vornamen – zu Gegenständen individueller Wahl und gesellschaftlicher Diskussion. Die Entscheidung für einen Namen ist damit nicht mehr bloß durch Herkunft oder Tradition bestimmt, sondern wird Teil einer bewussten Auseinandersetzung mit Fragen der Identität, Zugehörigkeit und Selbstinszenierung.

Internationale Studien, z.B. Crabtree et al. (2022), zeigen ergänzend, dass Vornamen weiterhin soziale Ungleichheiten reproduzieren. Sie signalisieren ethnische und klassenbezogene Zugehörigkeit und wirken sich – teilweise unbewusst – auf Lebensverläufe aus. Insofern bleibt die Namenswahl trotz Individualisierung ein sozial strukturierter Akt, der in bestehende Macht- und Ungleichheitsverhältnisse eingebettet ist.

Insgesamt verdeutlicht die soziologische Perspektive, dass Vornamen Repräsentanten des gesellschaftlichen Wandels sind: Sie vereinen Prozesse der Säkularisierung, Individualisierung, Transnationalisierung und Geschlechterdifferenzierung und spiegeln damit die Dynamik einer reflexiv gewordenen

Moderne, in der Identität zur gestaltbaren, aber zugleich sozial herausfordernden Aufgabe geworden ist. Während die soziologische Perspektive Vornamen primär als Ausdruck sozialer Strukturen und Distinktionsmechanismen interpretiert, richtet die Onomastik den Blick auf die sprachliche, historische und symbolische Eigenlogik von Namen.

2.2 Namensforschung und Symbolik

Die Onomastik, die wissenschaftliche Namenforschung, unterscheidet Eigennamen von Appellativen dadurch, dass sie monoreferentiell sind: Ein Vorname verweist auf eine konkrete Person, ohne im eigentlichen Sinne eine lexikalische Bedeutung zu tragen (Nübling et al., 2015). Während das Appellativ *Rose* als Gattungsname sofort eine konkrete Vorstellung einer Blume hervorruft (z. B. Blüten, Dornen, Farbe, Duft), sagt uns ein Vorname wie *Katharina* nichts darüber, wie die Person aussieht, wie alt sie ist, welchen sozialen Hintergrund sie hat, welchen Charakter sie besitzt oder welchen Beruf sie ausübt. Der Eigenname verweist lediglich auf eine bestimmte Person. Gerade weil Rufnamen keine lexikalische Bedeutung tragen, lassen sie sich umso stärker mit sozialen Informationen aufladen (Nübling et al., 2015, S. 137): etwa hinsichtlich des Geschlechts, Alters, Attraktivität, Intelligenz, Images, Regionalität, Ethnizität, Nationalität, Konfession oder Schichtzugehörigkeit.

Diese sozial-interpretative Aufladung macht Vornamen zu wichtigen Indikatoren gesellschaftlicher Zuschreibung. So können Namen wie *Karl-Heinz* oder *Carlo* implizit Alterskohorten markieren, *Joseph* vs. *Sören* regionale Unterschiede, oder *Mandy* vs. *Katharina* Bildungs- und Schichtzugehörigkeit (Nübling et al., 2015). Auch das historische Geschlechterprinzip ist hier von Bedeutung: Bis 2008 galt in Deutschland die Pflicht, dass Vornamen geschlechtseindeutig sein mussten; erst seither sind sexusneutrale Namen erlaubt (Nübling et al., 2015, S. 128). Gleichzeitig weist Nübling darauf hin, dass die deutsche Namenspraxis weiterhin stark binär strukturiert bleibt: Eltern bevorzugen überwiegend geschlechtsspezifische Formen, und Unisex-Namen werden gesellschaftlich als ungewöhnlich oder „uneindeutig“ wahrgenommen. Die fortbestehende Bevorzugung geschlechtlich markierter Namen verweist auf die sprachliche und kulturelle Stabilität des binären Geschlechtersystems (Nübling et al., 2015, S. 128 - 129). In den letzten Jahrzehnten lässt sich jedoch eine allmähliche Androgynisierung der Vornamenlandschaft beobachten. Nübling et al. (2015, S. 134) zeigen, dass sich die phonologische Struktur vieler Rufnamen vom traditionellen binären Muster entfernt: Weibliche Namen enden seltener auf typische feminisierende Suffixe wie *-a* oder *-i*, während männliche Namen

zunehmend vokalische oder weiche Auslaute aufweisen (*Noa, Luca, Elias*). Diese Tendenz verweist auf eine sprachliche Spiegelung gesellschaftlicher Geschlechterentgrenzung, ohne dass die binäre Ordnung vollständig aufgegeben würde.

Diese phonologischen Entwicklungen werden auch in der Geschlechtersoziolinguistik diskutiert. Pilcher (2015) beschreibt diesen Wandel als Ausdruck veränderter Praktiken der Geschlechtszuschreibung über Namen. Gleichwohl bleibt der Prozess asymmetrisch: Weiblich konnotierte Namen für Jungen stoßen auf deutlich geringere Akzeptanz als umgekehrt, was auf eine fortbestehende Hierarchie zwischen den Geschlechtern hinweist.

Insgesamt zeigt sich, dass phonologische Veränderungen in der Vornamenstruktur (z. B. weichere Auslaute bei männlichen Namen) parallel zu gesellschaftlichen Prozessen der Geschlechterentgrenzung verlaufen. Die Namenspraxis fungiert damit als sensibler Indikator sozialer Geschlechterdynamiken.

Parallel hierzu folgen Namen Modedynamiken. Lieberson (2000) beschreibt, wie Vornamenzyklen entstehen: Neue Namen werden meist in höheren sozialen Schichten eingeführt und diffundieren dann nach unten. Sobald sie in breiten Bevölkerungsschichten verbreitet sind, verlieren sie ihren Distinktionswert und werden durch neue ersetzt. Coulmont (2011) spricht hier von „Diffusionslogiken“.

Gerhards (2010) konnte im deutschen Kontext zeigen, dass die Namenswahl eng mit Prozessen kultureller Modernisierung zusammenhängt: Von der Dominanz traditioneller, religiös gebundener Namensfelder im 19. Jahrhundert hin zur heutigen Vielfalt moderner, internationaler und ästhetisch motivierter Vornamen. So entstehen symbolische Felder, die soziale Zugehörigkeiten sichtbar machen: akademische, künstlerische, religiöse oder popkulturelle Namenswelten.

Ein besonders eindrucksvolles Beispiel ist die sogenannte „Kevinismus-Debatte“ in Deutschland: Namen wie Kevin oder Chantal wurden medial mit „bildungsfernen Schichten“ verknüpft und lösten gesellschaftliche Stigmatisierungen aus (Nübling et al., 2015; Universität Oldenburg, 2009b). Hier zeigt sich die symbolische Kraft von Vornamen: Sie dienen als Projektionsflächen für Vorurteile und Diskriminierungen, die weitreichende Folgen haben können.

2.3 Paradoxon der Namensdiffusion

Die These der Namensdiffusion (Lieberson, 2000; Nübling et al., 2015) beschreibt, dass sich neue Vornamentrends nach einem klaren sozialen Muster verbreiten. Innovationen entstehen häufig in den oberen sozialen Schichten, die aufgrund ihres kulturellen Kapitals über ein „feineres Gespür“ für Moden und Distinktionsstrategien verfügen (vgl. Bourdieu, 1982). Von dort diffundieren sie sukzessive in mittlere und schließlich in untere Schichten. Sobald ein Name jedoch in breiteren Bevölkerungsschichten angekommen ist, verliert er für die Oberschicht seinen Distinktionswert und wird durch neue, unverbrauchte Varianten ersetzt. Dieses Modell ähnelt Mechanismen der Mode insgesamt: Was anfangs exklusiv wirkt, verliert mit wachsender Verbreitung seinen symbolischen Status.

Empirische Untersuchungen belegen diese Dynamik auch im deutschen Kontext. Gerhards & Hackenbroch (2000) zeigen, dass Modernisierungsprozesse wie Individualisierung, Säkularisierung und Internationalisierung in der Namenswahl ablesbar sind. Religiöse Namen wie *Josef* oder *Maria* traten in den Hintergrund, während internationale Varianten wie *Sven* oder *Jennifer* zunächst in bildungsnahen Schichten aufkamen und erst später in breitere Milieus diffundierten.

Allerdings ist die Diffusionsthese nicht auf alle Namen übertragbar. Neben zyklischen Modewellen existieren auch zeitlose, klassische Namen, die dauerhaft in den oberen Schichten verankert bleiben – etwa *Katharina*, *Alexander* oder *Johannes*. Diese Namen zeichnen sich durch ihre kulturelle Stabilität und ihren überhistorischen Symbolwert aus. Sie dienen weniger der kurzfristigen Distinktion als vielmehr der Traditionspflege und Statuskontinuität (Gerhards, 2010). Damit wird deutlich: Namenswahl folgt sowohl modischen Diffusionslogiken als auch Mustern der Dauerhaftigkeit. Während ein Teil der Namen regelmäßig von oben nach unten weitergegeben wird, fungiert ein anderer Teil als verlässlicher Marker von Oberschichtszugehörigkeit, der über Generationen hinweg Bestand hat.

Ein Paradoxon ergibt sich insbesondere in unteren Schichten: Dort werden Namen, die ursprünglich in höheren Schichten als modern oder international eingeführt wurden, oft länger beibehalten oder kreativ variiert. So entsteht aus dem bürgerlich geprägten *Jacqueline* ein milieuspezifisch geprägter Name mit vielfältigen Schreibvariationen oder aus *Ashley* eine Kombination wie *Ashley Angel*. Während diese Varianten im

Herkunftsmilieu als besonders oder identitätsstiftend gelten, erscheinen sie im gesamtgesellschaftlichen Diskurs rasch als „bildungsfern“ oder „auffällig“.

Die Studie *Motive der Vornamenwahl* der Gesellschaft für deutsche Sprache (2013) verdeutlicht den damit verbundenen Widerspruch: Obwohl rund 42 % der Eltern in Deutschland angeben, soziale Nachteile vermeiden zu wollen, entstehen gerade in schwierigen Milieus überproportional oft auffällige Namenskombinationen. Damit bildet die Namensdiffusion ein doppeltes Muster: zyklische Distinktion in den oberen Schichten einerseits und Verfestigung auffälliger Namensformen in unteren Schichten andererseits.

2.4 Kritischer Kommentar: Diskrepanz zwischen Motivation und Praxis

Bemerkenswert ist die Kluft zwischen elterlicher Motivation und tatsächlicher Namenspraxis. In Umfragen akzentuieren Eltern – insbesondere aus sogenannten „bildungsfernen“ Milieus – überdurchschnittlich oft, dass sie ihrem Kind mit der Namenswahl keine sozialen Nachteile bereiten wollen (z. B. 42 % in der Gesellschaft für deutsche Sprache- Studie, 2013). Während also die Diffusionsthese strukturelle Muster sozialer Weitergabe beschreibt, verdeutlicht die Diskrepanz zwischen Motivation und Praxis den subjektiven Widerspruch elterlicher Entscheidungen im sozialen Kontext.

Empirisch zeigt sich, dass gerade in schwierigen Milieus überproportional viele Kinder auffällige, amerikanisierte oder popkulturell geprägte Namen erhalten – also genau solche, die im gesellschaftlichen Diskurs häufig mit Nachteilen verbunden sind.

Dieser Widerspruch lässt sich so erklären:

Subjektive Motivation: Eltern verfolgen tatsächlich die Absicht, das Beste für ihr Kind zu tun und betonen im Interview das sozial erwünschte Motiv („keine Schwierigkeiten bereiten“).

Objektive Praxis: Innerhalb ihres sozialen Feldes gelten auffällige oder kreative Namen als modern, liebevoll und identitätsstiftend. Was im engen Umfeld Anerkennung erfährt, kann im weiteren gesellschaftlichen Rahmen jedoch als „bildungsfern“ markiert und abgewertet werden.

Aus bourdieuscher Perspektive zeigt sich hier ein klassischer Habitus-Effekt (Bourdieu, 1987): Eltern orientieren sich an den Maßstäben ihres sozialen Milieus. Distinktion funktioniert doppelt – untere Schichten drücken sich durch auffällige Namen

gegen die Norm aus, während obere Schichten sich durch klassischere oder internationale Namen von „unten“ abgrenzen.

Empirische Belege für diesen Mechanismus:

Nübling et al. (2015) beschreibt das Phänomen des *Kevinismus*, also die auffällige Häufung von Vornamen wie *Kevin*, *Mandy*, *Chantal* oder *Justin* in bildungsfernen Milieus. Diese Namen stammen ursprünglich aus internationalen, vor allem angloamerikanischen Strömungen, erhielten in Deutschland aber eine spezifische soziale Markierung: Sie gelten im öffentlichen Diskurs als „Unterschichtennamen“. Nübling et al. greift dabei den Spruch „Kevin ist kein Name, sondern eine Diagnose“ (vgl. Universität Oldenburg, 2009b) auf, um zu verdeutlichen, dass bestimmte Vornamen zu sozialen Diagnosen werden können.

Oldenburger Studien:

Eine Online-Befragung unter rund 500 Grundschullehrkräften (Universität Oldenburg, 2009b) zeigte, dass Namen wie *Kevin*, *Justin* oder *Chantal* bei Lehrkräften stark negative Assoziationen hervorrufen, während klassische Namen wie *Marie* oder *Jakob* deutlich positiver bewertet wurden.

In einer experimentellen Studie belegte Becker (Universität Oldenburg, 2009a), dass identische Schülerleistungen systematisch schlechter benotet wurden, wenn sie mit stigmatisierten Vornamen (z. B. *Kevin* oder *Celina*) versehen waren, im Vergleich zu neutraleren Namen wie *Maximilian* oder *Charlotte*.

Diese Befunde machen die Paradoxie deutlich: Eltern aus unteren Milieus möchten soziale Benachteiligungen vermeiden, vergeben aber genau jene Namen, die in der Gesamtgesellschaft negative Zuschreibungen auslösen – wodurch sich das Risiko von Diskriminierung massiv verstärkt statt verringert.

2.5 Psychologische Annahmen zu Vornamen

2.5.1 Namen als Identitätsmarker

In der psychologischen Forschung wird der Vorname als Symbol der Identitätsentwicklung verstanden, das eng mit dem Selbstkonzept und der sozialen Einbettung verknüpft ist (Dion, 1983). Er ist eines der ersten Merkmale, über die Personen sowohl von anderen als auch von sich selbst definiert werden, da Vornamen unmittelbar soziale Zuschreibungen aktivieren (Colman, Sluckin & Hargreaves, 1981).

Der Vorname dient dabei als permanenter Marker persönlicher Identität, der in sozialen Interaktionen immer wieder aufgerufen wird und so eine kontinuierliche Brücke zwischen innerem Selbstverständnis und äußerer Zuschreibung bildet. Durch seine Allgegenwärtigkeit im Alltag – Familie, Freunde, Schule, Beruf – wirkt er wie ein „kultureller Anker“, der Zugehörigkeit und Differenz gleichermaßen anzeigen kann (Mehrabian & Piercy, 1993).

Diese allgemeine Funktion des Vornamens als identitätsrelevantes Symbol lässt sich durch verschiedene psychologische Theorien weiter präzisieren. Aus entwicklungspsychologischer Sicht wird die Namensvergabe im Sinne Eriksons (1968) als Bestandteil der Ich-Bildung verstanden, da der Vorname frühzeitig ein Gefühl von Kontinuität und individueller Identität vermittelt. Bindungstheoretische Ansätze ergänzen, dass Namen durch ihre emotionale Aufladung in der Eltern-Kind-Beziehung zu einem Symbol des Selbstwerts werden können (Bowlby, 1988).

Empirische Befunde zum sogenannten *Name-Liking* zeigen, dass die Bewertung des eigenen Namens eng mit dem globalen Selbstwert verknüpft ist. Unter *Name-Liking* versteht man den Grad, in dem Menschen ihren eigenen Vornamen mögen oder ablehnen. Dieses Maß gilt als Indikator für den emotionalen Bezug des Namens im Selbstkonzept und steht in enger Beziehung zur allgemeinen positiven oder negativen Einschätzung der eigenen Person (Gebauer, Wagner & Sedikides, 2008).

Damit wird deutlich, dass Vornamen nicht nur Träger von Identität im engeren Sinn sind, sondern auch bedeutungsvoll in Prozesse der Persönlichkeitsentwicklung eingebunden sind. Gleichzeitig stellen sie in sozialen Kontexten Signale dar, die Erwartungen, Zuschreibungen und Bewertungen auslösen – ein Aspekt, der im folgenden Abschnitt näher betrachtet wird.

2.5.2 Namen als Auslöser von Stereotypen

Zahlreiche Studien zeigen, dass Vornamen stereotype Erwartungen aktivieren. Sie dienen als soziale Heuristik (vereinfachende Orientierungsmuster), über die Fremde oft unbewusst Rückschlüsse auf Persönlichkeit, Attraktivität, Intelligenz oder sozialen Status ziehen (Mehrabian & Piercy, 1993). Bereits klassische Befunde verdeutlichen, dass bestimmten Vornamen konsistent Eigenschaften wie „erfolgreich“, „beliebt“ oder „intelligent“ zugeschrieben werden, während andere mit negativeren Assoziationen belegt sind (Colman, Sluckin & Hargreaves, 1981). Diese Stereotype haben nachweislich

Auswirkungen: So belegten die Oldenburger Studien, dass Lehrer Vornamen wie *Kevin* oder *Chantal* mit Disziplinproblemen in Verbindung bringen, während klassischere Namen wie *Jakob* oder *Marie* deutlich positivere Assoziationen hervorriefen (Universität Oldenburg, 2009b). In einer experimentellen Untersuchung zeigte Becker (Universität Oldenburg, 2009a), dass identische Schülerleistungen schlechter bewertet wurden, wenn sie mit stigmatisierten Namen versehen waren.

2.5.3 Empirische Evidenz zur Namenswahrnehmung

Einen systematischen Überblick zur sozialen Wahrnehmung von Vornamen bietet die Studie *Ein Vorname sagt mehr als 1000 Worte* von Rudolph, Böhm und Lummer (2007). Sie zeigt, dass moderne Namen überwiegend mit Jugend, Attraktivität und Dynamik assoziiert werden, altmodische Namen dagegen tendenziell mit geringerer Attraktivität und Intelligenz. Besonders interessant ist, dass ältere Befragte altmodische Namen positiver bewerteten, während jüngere Generationen diese abwerteten. Zeitlose Namen erhielten dagegen generationsübergreifend die besten Bewertungen. Zudem gaben Eltern an, bei der Namensvergabe vor allem subjektive Kriterien wie Klang, Modernität oder Seltenheit zu berücksichtigen, während traditionelle Gründe wie Familienbindung oder religiöse Motive seltener eine Rolle spielten.

Diese Befunde wurden in jüngeren Arbeiten aufgegriffen und differenziert, etwa durch Nett et al. (2019), die das Instrumentarium von Rudolph et al. (2007) in einer groß angelegten Validierungsstudie nutzten und erweiterten. In dieser Untersuchung wurden knapp 2.000 deutsche Vornamen von rund 1.000 Teilnehmenden hinsichtlich wichtiger Attribute wie Alter, Attraktivität, Intelligenz und Religiosität bewertet. Weiterhin ergänzten die Autoren das ursprüngliche Skalenmodell um weitere Dimensionen wie *Wärme* und *Kompetenz*, wodurch die soziale Wahrnehmung von Vornamen differenzierter abgebildet werden konnte. Ein wesentliches Ergebnis war, dass die demografisch-statistischen Kategorien von Rudolph et al. – *modern*, *altmodisch* und *zeitlos* – nicht immer mit der subjektiven Einschätzung der Befragten übereinstimmten. Damit verdeutlicht die Studie, dass Vornamen nicht nur konsistente stereotype Urteile auslösen, sondern deren Einordnung auch vom sozialen Kontext und von aktuellen Wahrnehmungsmustern abhängt. Auch internationale Befunde bestätigen die Relevanz solcher Wahrnehmungseffekte. Harari und McDavid (1973) konnten zeigen, dass Vornamen die Einschätzung schulischer Leistungen systematisch beeinflussen. Kasof (1993) belegte darüber hinaus, dass Namen Urteile über Intelligenz, Beliebtheit und

Kompetenz prägen und damit weitreichende Folgen für soziale Interaktionen haben können.

2.5.4 Psychologische Konsequenzen

Die psychologischen Folgen von Vornamen zeigen sich auf zwei Ebenen. **Individuell** werden Namen Teil des Selbstkonzepts. Der Grad, in dem Menschen ihren eigenen Namen mögen („name-liking“), hängt eng mit dem Selbstwertgefühl zusammen (Gebauer, Wagner & Sedikides, 2013). **Interaktional** steuern Vornamen das Verhalten anderer: negative Stereotype können zu Ausgrenzung oder schlechterer schulischer Beurteilung führen, während positiv konnotierte Namen Türen öffnen können. Ein weiterer Mechanismus ist das Phänomen des *implicit egotism*: Menschen bevorzugen Dinge, die mit ihrem eigenen Namen übereinstimmen, etwa die Anfangsbuchstaben (*Name-Letter-Effekt*; Nuttin, 1985) oder sogar bestimmte Berufs- und Ortsnamen (Pelham, Mirenberg & Jones, 2002). Diese subtilen Effekte deuten darauf hin, dass Namen scheinbar unbewusst Handlungsentscheidungen und Selbstverortung beeinflussen. Besonders eindrucksvoll verdeutlicht dies die Studie von Zwebner et al. (2017), die zeigen konnte, dass Menschen Gesichter mit Namen assoziieren und Personen sogar „so aussehen, wie ihr Name klingt“. Hier wird die Ausprägung von Namensstereotypen sichtbar: Sie formen Wahrnehmung, Interaktion und Selbstbild gleichermaßen.

2.5.5 Zwischenfazit

Psychologisch betrachtet sind Vornamen doppelte Brückenphänomene. Einerseits prägen sie die Identitätsentwicklung und das Selbstwertgefühl; andererseits lösen sie stereotype Fremdwahrnehmungen aus, die wiederum Rückwirkungen auf die individuelle Entwicklung haben können. Empirische Befunde zeigen, dass Namen sowohl Ressourcen (Stolz, Zugehörigkeit, Individualität) als auch Risiken (Stigma, Benachteiligung, Vorurteile) bergen. Damit eröffnen Vornamen ein Feld, in dem individuelle Entwicklung, familiäre Dynamik und gesellschaftliche Zuschreibungen ineinandergreifen:

Diese Mehrdimensionalität, Vornamen nicht losgelöst aus dem Gesamt- Kontext zu betrachten, sondern in ihrem Zusammenspiel von individuellen, familiären und gesellschaftlichen Faktoren wahrzunehmen, bildet den Ausgangspunkt für die anschließende systemische Betrachtung, in der die zuvor dargestellten Befunde integrativ zusammengeführt werden.

Kapitel 3: Eine systemische Betrachtung der Bedeutung von Vornamen

Die bisherigen soziologischen, onomastischen und psychologischen Perspektiven haben verdeutlicht, dass Vornamen weit mehr sind als bloße Etiketten. Sie werden von Eltern vergeben, die damit stets bestimmte Intentionen verfolgen – sei es die Orientierung an kulturellen Traditionen, die Aufnahme in bestimmte symbolische Felder, die Betonung von Individualität oder schlicht die Weitergabe eigener Wertvorstellungen. In diesem Sinne spiegeln Vornamen nicht nur die kulturelle und soziale Verortung der Eltern wider, sondern sind bereits bei der Vergabe mit Bedeutung aufgeladen (Bourdieu, 1987).

Gleichzeitig entscheiden sich Kinder nicht passiv für oder gegen ihren Namen, sondern wachsen in ihn hinein. Die Art und Weise, wie sie ihren Vornamen annehmen und mit Stolz oder Unsicherheit tragen, hängt eng mit ihren frühen Bindungserfahrungen zusammen. Ein stabiler Selbstwert und ein positives Selbstbewusstsein ermöglichen es, sich selbst inklusive dem eigenen Namen auch gegenüber potenziell negativen Zuschreibungen selbstsicher zu vertreten (Bowlby, 1988; Erikson, 1968; Johnson, 2025). Umgekehrt können unsichere Bindungserfahrungen dazu führen, dass abwertende Kommentare Zweifel am eigenen Namen aufkommen lassen.

Damit wird durch die systemische Perspektive sichtbar: Vornamen sind Schnittstellen, an denen sich individuelle Entwicklung, familiäre Dynamik und gesellschaftliche Zuschreibung überlagern. Sie sind einerseits ein Ausdruck elterlicher Entscheidungen und andererseits Projektionsflächen gesellschaftlicher Urteile – und werden schließlich durch die individuelle Aneignung des Kindes zu einem Bestandteil der eigenen Identität.

3.1 Elterliche Motivationen und symbolische Felder

Die Vergabe von Vornamen folgt selten einem Zufall, sondern ist Ausdruck elterlicher Motivationen, Wertvorstellungen und Zugehörigkeiten. Namen sind dabei immer auch Einschreibungen in symbolische Felder (Bourdieu, 1987): Sie repräsentieren die soziale Einbettung der Eltern, ihre Bildungs-, Status- und Traditionsbezüge, aber auch ihre Wünsche nach Distinktion, Modernität oder Internationalität.

So lässt sich leicht erklären, warum manche Eltern ihre Kinder mit klassischen und tradierten Namen wie *Katharina* oder *Elisabeth* benennen, während andere sich für international geprägte oder popkulturell aufgeladene Namen wie *Chantal* oder *Jeremy* entscheiden. Im ersten Fall steht die Namenswahl signifikant häufig im Zusammenhang

mit Tradition und Bildungskontexten: *Katharina* signalisiert Kontinuität, Verankerung in historisch gewachsenen Namenslinien und eine gewisse kulturelle Seriosität. Im zweiten Fall dagegen spiegelt die Entscheidung für Namen wie *Chantal* oder *Jeremy* oft eine andere symbolische Orientierung wider – etwa die Offenheit gegenüber internationalen Strömungen, die Übernahme von Namen, die im sozialen Umfeld oder durch mediale Vorbilder als attraktiv empfunden werden, der Wunsch nach Individualität oder die bewusste Abgrenzung von traditionellen Erwartungshaltungen (Nübling et al., 2015).

Damit zeigt sich: Vornamen transportieren nicht nur individuelle Vorlieben, sondern verweisen auf kollektive Muster innerhalb von Familien und sozialen Gruppen. Sie können eine Form von Kontinuität herstellen, indem sie über Generationen weitergegeben werden, oder einen Bruch markieren, indem neue kulturelle Einflüsse und Werte in die Namenswahl einfließen. In beiden Fällen sind sie Ausdruck einer sozial aufgeladenen Entscheidung, die über das Kind hinaus die Geschichte und Orientierung ganzer Familiensysteme sichtbar macht.

3.2 Namen als Ausdruck familiärer Systeme über Generationen

Vornamen transportieren nicht nur individuelle Vorlieben der Eltern, sondern spiegeln häufig auch transgenerationale Dynamiken wider. In vielen Familien lassen sich Namenslinien über mehrere Generationen hinweg nachzeichnen: bestimmte Vornamen tauchen immer wieder auf, sei es in ihrer ursprünglichen Form oder in einer modernen Variante. So kann aus einer *Anna* der Großmutter eine *Anne* oder *Annalena* werden, aus einem *Heinrich* ein *Henry*. Diese Praxis schafft Kontinuität und Zugehörigkeit und signalisiert, dass das Kind Teil einer genealogischen Linie ist (Johnson, 2024; Minuchin, 2012; Von Schlippe & Schweitzer, 2016).

Besonders in unteren sozialen Milieus zeigt sich, dass Namen zwar häufig innerhalb des Familiensystems reproduziert werden, dabei jedoch nicht selten internationalisiert erscheinen. Aus einem traditionellen *Johann* kann so ein *John* oder *Johnny* werden, aus *Katarina* eine *Kayla*. Solche Veränderungen verbinden die Bindung an die Familienlinie mit einer gleichzeitigen Orientierung an populärkulturellen Einflüssen (Nübling et al., 2015).

Es gibt jedoch Konstellationen, in denen die Bedeutung bestimmter Namensvergaben erst bei genauerer Betrachtung von Familiengeheimnissen sichtbar wird. Häufig treten über zwei oder drei Generationen hinweg scheinbar „unpassende“ Brüche in den

Namenslinien auf, die sich zunächst niemand erklären kann. Erst eine systemische Rekonstruktion zeigt dann, dass hinter solchen Abweichungen biografische Einschnitte stehen – z.B., dass ein Großvater oder eine Großmutter ein Kuckuckskind war, ein Vater im Krieg fiel und durch einen neuen Partner aus einer anderen sozialen Schicht ersetzt wurde, oder uneheliche Kinder andere Namensmuster einbrachten. In solchen Fällen spiegeln die Vornamen verdeckte Familienbrüche und soziale Übergänge wider, die erst im Nachhinein rekonstruiert werden können (Imber-Black, 1998). So lassen sich selbst auf den ersten Blick „fremd wirkende“ Namen im größeren Kontext familiärer Dynamiken und Generationenfolgen stimmig einordnen.

Insgesamt wird deutlich, dass Vornamen ganze Familiennarrative abbilden: Sie verkörpern sowohl Kontinuität und Wiederholung als auch Brüche, Anpassungen und verdeckte Geschichten. Damit fungieren Namen als Spiegel von Tradition, sozialer Lage und intergenerationellen Dynamiken, die über drei Generationen hinweg nachvollziehbar werden (Johnson, 2024).

3.3 Aneignung und Identifikation durch das Kind

Während sich in transgenerationaler Perspektive zeigt, dass Vornamen ganze Familiensysteme und deren Brüche beinhalten, stellt sich auf individueller Ebene die Frage, wie Kinder ihre Namen selbst annehmen und mit Bedeutung füllen. Namen sind dabei nicht nur Zuschreibungen von außen, sondern Teil eines wechselseitigen Prozesses: Ein stabiler Selbstwert ermöglicht es, den eigenen Namen positiv zu besetzen, während zugleich ein positiv erlebter Name zur Stärkung des Selbstkonzepts beitragen kann.

Hierbei spielen Bindungserfahrungen eine grundlegende Rolle. Kinder, die in einem stabilen und sicheren Bindungskontext aufwachsen, entwickeln in der Regel ein stärkeres Selbstbewusstsein und einen stabileren Selbstwert – und darüber auch einen positiven Bezug zu ihrem Namen (Bowlby, 1988; Johnson, 2025). Neurowissenschaftliche Befunde zeigen darüber hinaus, dass sichere Bindungen direkt auf die Stressregulation wirken und so Resilienz fördern (Johnson, 2025). Dies unterstützt die Annahme, dass Kinder ihren Namen positiv annehmen können, wenn ihr Selbstwert durch sichere Bindungserfahrungen gefördert wird.

Umgekehrt kann eine unsichere Bindung dazu führen, dass Kinder sich externe Zuschreibungen besonders stark zu Herzen nehmen. In solchen Fällen besteht die Gefahr, dass ein Name, der gesellschaftlich stigmatisiert ist, tatsächlich zu einem

Belastungsfaktor für das Selbstwertgefühl wird. Ob ein Kind auf jemanden hört, der den eigenen Namen als „doof“ bezeichnet, hängt also weniger am Namen selbst als vielmehr an der inneren Sicherheit und Selbstwertbasis, die durch frühe Bindungserfahrungen maßgeblich geprägt wird.

In diesem Sinne wird deutlich: Vornamen sind nicht nur Spiegel elterlicher und familiärer Entscheidungen, sondern zugleich Prüfsteine der kindlichen Identitätsentwicklung. Die Aneignung des Namens entscheidet darüber, ob er als Ressource für Stolz und Zugehörigkeit erlebt oder als Makel und Stigma empfunden wird. Dabei spiegelt die Art und Weise, wie ein Mensch über seinen eigenen Namen denkt und spricht, auch wider, wie er sich selbst wahrnimmt: Wer seinen Namen mit Selbstbewusstsein trägt, signalisiert meist auch ein gefestigtes Selbstkonzept, während Distanz oder Ablehnung gegenüber dem eigenen Namen auf Unsicherheit oder innere Ambivalenzen hinweisen können.

3.4 Systemische Synthese

Diese systemische Perspektive macht deutlich, dass Vornamen nicht ohne Kontext verstanden werden können, sondern immer als Schnittstellen zwischen verschiedenen Ebenen zu betrachten sind:

1. Individuelle Ebene:

Das Kind muss den Namen aktiv in sein Selbstkonzept integrieren. Ob dies gelingt, hängt eng mit Bindungserfahrungen und der Entwicklung von Selbstwert und Selbstbewusstsein zusammen. Ein Name kann zum Symbol für Stolz und Zugehörigkeit werden – oder zum Auslöser von Unsicherheit und Stigmatisierung (Bowlby, 1988; Johnson, 2025).

2. Familiäre Ebene:

Namen sind Ausdruck elterlicher Motivationen, Werte und Traditionslinien. Sie werden bewusst oder unbewusst in symbolische Felder eingeschrieben, die Zugehörigkeit, Abgrenzung oder Distinktion markieren (Bourdieu, 1987). Über Generationen hinweg können so stabile Namensmuster oder auch Brüche und Transformationen entstehen, die ganze Familiennarrative abbilden (Von Schlippe & Schweitzer, 2016).

3. Gesellschaftliche Ebene:

Vornamen fungieren gleichzeitig als soziale Marker, die Erwartungen, Stereotype und Bewertungen auslösen. Die öffentliche Wahrnehmung eines Namens kann Ressource oder Risiko sein und wirkt über Zuschreibungen auf Bildungswege, berufliche Chancen und soziale Interaktionen zurück (Kasof, 1993; Nübling et al., 2015). Dabei ist jedoch entscheidend, dass Namen immer auch im Rahmen ihrer zeitlichen Einbettung betrachtet werden müssen: Was in einer Epoche als modern und prestigeträchtig galt, kann in einer späteren Generation altmodisch oder gar stigmatisiert wirken. Namen tragen somit nicht nur familiäre und soziale Bedeutungen, sondern auch den Stempel der Zeit, in der sie vergeben wurden.

Die Synthese dieser Ebenen zeigt: Vornamen sind weit mehr als sprachliche Etiketten. Sie stellen Verdichtungen sozialer, familiärer und individueller Prozesse dar, in denen sich Tradition und Wandel, Stabilität und Bruch, Identität und Zuschreibung wiederfinden. Entscheidend ist dabei die Wechselwirkung zwischen den Ebenen: Eltern vergeben Namen aus ihren symbolischen Feldern heraus; diese Namen werden durch gesellschaftliche Diskurse aufgeladen und müssen schließlich vom Kind selbstbewusst angeeignet werden.

Damit verdeutlicht die systemische Perspektive, dass Vornamen nicht nur biografische Begleiter, sondern ein prägnanter Ausdruck der sozialen Wirklichkeit sind. Sie machen sichtbar, wie eng individuelle Identitätsentwicklung, familiäre Dynamik und gesellschaftliche Strukturen miteinander verflochten sind – und eröffnen so ein Gesamtbild, das die Komplexität der Namensvergabe in ihrer ganzen Tiefe erfasst.

In einer Zeit, in der Vornamen von vielen als bloße, fast beiläufige Etiketten betrachtet werden und im Diskurs der politischen Korrektheit oft die Auffassung dominiert, dass „heute ohnehin nichts mehr normal sei“, zeichnet die systemische Perspektive ein anderes Bild: Namen transportieren Bedeutungen, markieren Zugehörigkeiten und können Chancen oder Barrieren mit sich bringen. Umso wichtiger ist es, dass Eltern wie auch pädagogisches Fachpersonal diese Dimension ernst nehmen, in ihre Überlegungen integrieren und Kinder darin unterstützen, ihren Namen selbstbewusst und unbelastet zu tragen (Universität Oldenburg, 2009a; 2009b).

Abschließend bleibt festzuhalten: Die systemische Perspektive integriert damit drei Ebenen – individuelle, familiäre und gesellschaftliche – zu einem zirkulären Modell der

Namensbedeutung. Namen werden dabei nicht linear „gegeben“ und „angenommen“, sondern entstehen in rekursiven Bedeutungsprozessen: Sie sind Ausdruck elterlicher Werte, Gegenstand gesellschaftlicher Zuschreibungen und Medium kindlicher Identitätsarbeit. Die hier vorgestellte Perspektive eröffnet damit einen Ansatz, Vornamen als Indikatoren sozialer, psychologischer und familiärer Prozesse systemisch zu deuten – ein Feld, das künftig auch empirisch weiter erschlossen werden sollte.

Literaturverzeichnis

- Beck, U.** (1986). Risikogesellschaft: auf dem Weg in eine andere Moderne.
- Beck, U. & Beck-Gernsheim, E.** (2016). Riskante Freiheiten: Individualisierung in modernen Gesellschaften.
- Besnard, P. & Desplanques, G.** (1986). Un prénom pour toujours : la cote des prénoms, hier, aujourd'hui et demain. In *Balland eBooks*. <https://ci.nii.ac.jp/ncid/BA27892961>
- Bloothoof, G. & Onland, D.** (2011). Socioeconomic Determinants of First Names. *Names*, 59(1), 25–41. <https://doi.org/10.1179/002777311x12942225544679>
- Bourdieu, P.** (1987). *Die feinen Unterschiede: Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft*.
- Bowlby, J.** (1988). *A secure base: Clinical Applications of Attachment Theory*. Psychology Press.
- Colman, A. M., Sluckin, W. & Hargreaves, D. J.** (1981). The effect of familiarity on preferences for surnames. *British Journal Of Psychology*, 72(3), 363–369. <https://doi.org/10.1111/j.2044-8295.1981.tb02195.x>
- Coulmont, B.** (2022). *Sociologie des prénoms*.
- Crabtree, C., Gaddis, S., Holbein, J. & Larsen, E.** (2022). Racially Distinctive Names Signal Both Race/Ethnicity and Social Class. *Sociological Science*, 9, 454–472. <https://doi.org/10.15195/v9.a18>
- Dion, K. L.** (1983). Names, Identity, and Self. *Names*, 31(4), 245–257. <https://doi.org/10.1179/nam.1983.31.4.245>
- Erikson, E. H.** (1968). *Identity, youth, and crisis*. <http://ci.nii.ac.jp/ncid/BA00432847>
- Fryer, R. G. & Levitt, S. D.** (2004). The Causes and Consequences of Distinctively Black Names. *The Quarterly Journal Of Economics*, 119(3), 767–805. <https://doi.org/10.1162/0033553041502180>
- Gebauer, J. E., Riketta, M., Broemer, P. & Maio, G. R.** (2008). “How much do you like your name?” An implicit measure of global self-esteem. *Journal Of Experimental Social Psychology*, 44(5), 1346–1354. <https://doi.org/10.1016/j.jesp.2008.03.016>
- Gerhards, J.** (2010). Die Moderne und ihre Vornamen. In *VS Verlag für Sozialwissenschaften eBooks*. <https://doi.org/10.1007/978-3-531-92353-6>
- Gerhards, J. & Hackenbroch, R.** (2000). Trends and Causes of Cultural Modernization. *International Sociology*, 15(3), 501–531. <https://doi.org/10.1177/026858000015003004>
- Gesellschaft für deutsche Sprache.** (2013). Motive der Vornamenwahl: Ergebnisse einer repräsentativen Befragung von Eltern. In A.-E. Ewels & S. De Sombre (Hrsg.), *gfds.de*. Abgerufen am 3. Oktober 2025, von <https://gfds.de/wp-content/uploads/2018/02/GfdS-Umfrage-Motive-der-Vornamenwahl.pdf>
- Harari, H. & McDavid, J. W.** (1973). Name stereotypes and teachers' expectations. *Journal Of Educational Psychology*, 65(2), 222–225. <https://doi.org/10.1037/h0034978>

- Johnson, J.** (2024). Attachment in the Context of Systemic Paradigms: a Multidisciplinary Perspective. *Education, Scientific Research and Innovations*, vol. II, issue 6, 66 – 70. Available from: <https://e-journal.unibit.bg/>. DOI: <https://doi.org/10.70300/POZZ6199>.
- Johnson, J.** (2025). How Attachment Controls Our Stress Levels: Insight into Brain Research. *Education, Scientific Research and Innovations*, vol. III, issue 2, 114 – 118. Available from: <https://e-journal.unibit.bg/>, DOI: <https://doi.org/10.70300/GPDT7744>.
- Kasof, J.** (1993). Sex bias in the naming of stimulus persons. *Psychological Bulletin*, 113(1), 140–163. <https://doi.org/10.1037/0033-2909.113.1.140>
- Lieberson, S.** (2000). *A Matter of Taste: How Names, Fashions, and Culture Change*. Yale University Press.
- Mehrabian, A. & Piercy, M.** (1993). Positive or Negative Connotations of Unconventionally and Conventionally Spelled Names. *The Journal Of Social Psychology*, 133(4), 445–451. <https://doi.org/10.1080/00224545.1993.9712168>
- Minuchin, S.** (2012). *Families and Family Therapy*.
- Nett, T., Dorrough, A., Jekel, M. & Glöckner, A.** (2019). Perceived Biological and Social Characteristics of a Representative Set of German First Names. *Social Psychology*, 51(1), 17–34. <https://doi.org/10.1027/1864-9335/a000383>
- Nübling, D., Fahlbusch, F. & Heuser, R.** (2015). *Namen: Eine Einführung in die Onomastik*. Narr Francke Attempto Verlag.
- Nuttin, J. M.** (1985). Narcissism beyond Gestalt and awareness: The name letter effect. *European Journal Of Social Psychology*, 15(3), 353–361. <https://doi.org/10.1002/ejsp.2420150309>
- Pelham, B. W., Mirenberg, M. C. & Jones, J. T.** (2002). Why Susie sells seashells by the seashore: Implicit egotism and major life decisions. *Journal Of Personality And Social Psychology*, 82(4), 469–487. <https://doi.org/10.1037/0022-3514.82.4.469>
- Pilcher, J.** (2015). Names, Bodies and Identities. *Sociology*, 50(4), 764–779. <https://doi.org/10.1177/0038038515582157>
- Rudolph, U., Böhm, R. & Lummer, M.** (2007). Ein Vorname sagt mehr als 1000 Worte. *Zeitschrift für Sozialpsychologie*, 38(1), 17–31. <https://doi.org/10.1024/0044-3514.38.1.17>
- Universität Oldenburg.** (2009a, September 16). *Bessere Noten für Maximilian und Charlotte?* [Pressemeldung]. Carl von Ossietzky Universität Oldenburg. Abgerufen am 3. Oktober 2025, von <https://uol.de/pressemitteilungen/2010/319>
- Universität Oldenburg.** (2009b, September 16). *Ungleiche Bildungschancen schon durch Vornamen?: Studie zu Vorurteilen und Vorannahmen von Lehrern* [Pressemeldung]. Carl von Ossietzky Universität Oldenburg. Abgerufen am 3. Oktober 2025, von <https://uol.de/pressemitteilungen/2009/390>
- Von Schlippe, A. & Schweitzer, J.** (2016). *Lehrbuch der systemischen Therapie und Beratung I: Das Grundlagenwissen*. Vandenhoeck & Ruprecht.

Zwebner, Y., Sellier, A., Rosenfeld, N., Goldenberg, J. & Mayo, R. (2017). We look like our names: The manifestation of name stereotypes in facial appearance. *Journal Of Personality And Social Psychology*, 112(4), 527–554.
<https://doi.org/10.1037/pspa0000076>